

(Nachdruck verboten.)

## 27) Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geß.

„Nun, was macht Pawel? . . . Hat man noch jemanden frei gelassen oder nur Dich?“

Nikolai antwortete:

„Pawel sitzt noch und wartet! Ich bin allein frei gelassen!“ Er sah die Mutter an und presste langsam durch die Zähne:

„Ich habe ihnen gesagt: Jetzt ist's genug, laßt mich frei . . . sonst bringe ich jemand um . . . und mich selbst auch. Da haben sie mich frei gelassen.“

„So — so!“ Die Mutter trat etwas zurück und blinzelte unwillkürlich, als ihr Blick dem seiner schmalen, scharfen Augen begegnete.

„Wie geht's Fedja Masin?“ rief der Kleinrusse aus der Küche. „Macht er Verse?“

„Ja,“ erwiderte Nikolai. „Ich verstehe das nicht! Was ist er denn? Ein Zeisig? Man hat ihn in einen Käfig gesetzt, da singt er . . . Ich weiß nur eins — nach Hause habe ich keine Lust . . .“

„Was hast Du auch zu Hause?“ meinte die Mutter nachdenklich. „Alles öde, der Ofen nicht geheizt, alles durchgefroren . . .“

Er schwieg. Dann zog er eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche, zündete sich langsam eine an, blickte auf den grauen Rauchmäuel, der vor seinem Gesicht dahin schmolz und lachte wie ein mürrischer großer Hund.

„Ja, dort muß kalt sein . . . Auf dem Fußboden liegen erfrorene Schaben . . . und Mäuse . . . Laß mich bei Dir übernachten, Belagia Nilowna . . . Kann ich? . . .“ fragte er dumpf, ohne sie anzusehen.

„Aber natürlich, mein Dieber, brauchst gar nicht zu fragen!“ sagte die Mutter schnell. Sie fühlte sich ungemütlich bei ihm und wußte nicht, was sie sagen sollte. Aber er begann wieder mit seiner sonderbar klanglosen Stimme:

„Jetzt ist es so weit gekommen, daß die Kinder sich ihrer Eltern schämen . . .“

„Was?“ fragte die Mutter zusammensahrend.

Er sah sie an, schloß die Augen, und sein podennarbiges Gesicht erschien blind.

„Die Kinder schämen sich ihrer Eltern, sage ich!“ wiederholte er laut stöhnend. „Hab Du keine Angst, das geht nicht auf Dich. Pawel wird sich Deinetwegen nie schämen, aber ich schäme mich über meinen Vater . . . Und in sein Haus gehe ich nicht mehr. Ich habe keinen Vater . . . und kein Haus. Man hat mich unter Polizeiaufsicht gestellt, sonst wäre ich nach Sibirien gegangen . . . Ich denke, in Sibirien kann jemand, der sich nicht scheut, viel ausrichten. Ich würde dort Verbannte befreien, ihnen zur Flucht verhelfen . . .“

Die Mutter begriff mit ihrem Bartgefühl, daß diesem Menschen schwer ums Herz sei, aber sein Weh erweckte kein Mitleid in ihr.

„Ja, natürlich . . . Wenn es so ist . . . dann gehst Du am besten fort!“ sagte sie, um ihn durch Schweigen nicht zu verletzen.

Aus der Küche kam Andrej und rief lächelnd:

„Was predigst Du da?“

Die Mutter stand auf und sagte:

„Ich muß etwas Essen zurecht machen . . .“

Wjessowtschikow blickte unverwandt den Kleinrussen an und erklärte plötzlich:

„Ich bin der Meinung, daß man gewisse Leute totschlagen muß.“

„Uhu! Warum denn das?“ fragte der Kleinrusse.

„Damit sie verschwinden . . .“

„Hast Du denn das Recht, aus lebenden Menschen tote zu machen?“

„Ja. Die Menschen haben mir dieses Recht gegeben . . .“

Der Kleinrusse stand groß und hager mitten im Zimmer, wiegte sich auf den Beinen, blickte Nikolai von oben bis unten an, die Hände in den Taschen. Nikolai aber saß von Rauch-

wolken eingehüllt auf dem Stuhl, und auf seinem Gesicht traten rote Flecke hervor.

„Die Menschen haben mir das Recht gegeben, jawohl!“ wiederholte er mit geballter Faust. Wenn sie mir einen Fußtritt versetzen, so habe ich auch das Recht, sie zu schlagen . . . auf die Schnauze . . . auf die Augen . . . die verfluchten . . . Rühr Du mich nicht an, so rühre ich Dich nicht an. Daß mich leben, wie ich will, und ich tue niemandem etwas zu Leide, das weiß Gott. Vielleicht will ich im Walde wohnen . . . baue mir eine Hütte am Abhang über den Fluß und wohne darin . . . Ich will überhaupt allein sein . . .“

„Dann geh nur und leb nach Deinem Gefallen!“ sagte der Kleinrusse achselzuckend.

„Jetzt?“ fragte Nikolai. Er schüttelte den Kopf, schlug mit der Faust gegen das Knie und antwortete: „Jetzt geht das nicht mehr!“

„Wer hindert Dich denn?“

„Die Menschen!“ erwiderte Wjessowtschikow. „Ich bin bis zum Tode fest mit ihnen verbunden . . . Sie haben mir das Herz mit Haß umstrickt . . . und mich durch das Miß an sich gefettet . . . Das hält! Ich hasse sie und bleibe . . . Ich werde ihnen ihr Leben zuschanden machen. Sie schänden mir meins, und ich ihres. Für mich komme ich auf, nur für mich . . . für sonst niemanden . . . Und wenn mein Vater ein Dieb ist . . .“

„Aha!“ sagte der Kleinrusse leise und rückte an Nikolai heran.

„Issai Gorbow drehe ich den Hals um . . . Wirst schon sehen.“

„Weshalb?“ fragte der Kleinrusse.

„Er soll mal das Spionieren und Angeben sein lassen. Er hat den Vater ins Verderben gestürzt . . . und er macht ihn jetzt zum Spieß!“ sagte Wjessowtschikow und blickte dabei Andrej feindselig an.

„Ach so!“ rief der Kleinrusse, aber wer macht Dir deswegen Vorwürfe? Das können doch nur Narren tun.“

„Narren und Kluge — sind alle mit einem Oel gesalbt!“ sagte Nikolai fest. „Du bist zum Beispiel klug und Pawel auch . . . Aber ich bin für Euch etwa ebenso viel wie Fedja Masin oder wie Samoilow oder ihr beide für einander? Müg nicht, ich glaube es ja doch nicht . . . Ihr alle schiebt mich beiseite, zieht Euch von mir zurück . . .“

„Dein Herz ist wund, Nikolai!“ sagte der Kleinrusse leise und freundlich und setzte sich neben ihn.

„Ist wund. Eures ist auch wund . . . aber Euer Schorf erscheint Euch feiner . . . Wir alle sind uns gegenseitig Baß, das sage ich Dir. Was kannst Du mir darauf antworten? Nun?“

Er bohrte seine scharfen Augen lauend in Andrejs Gesicht und zeigte die Zähne. Sein buntes Gesicht war unbeweglich, aber über die dicken Lippen lief ein Bittern, als hätte er sich verbrannt und als erschütterten heftige Schmerzen seinen Körper in Krämpfen.

„Ich werd Dir gar nichts darauf antworten!“ begann der Kleinrusse mit seinen freundlichen, traurigen Augen lächelnd. Ich weiß, wer mit jemandem diskutiert, dem das Herz blutet — der beleidigt ihn nur. Das weiß ich, Bruder!“

„Mit wem kann man nicht diskutieren, ich verstehe es nicht!“ brummte Nikolai und schlug die Augen nieder.

„Ich denke,“ fuhr der Kleinrusse fort, jeder von uns ist mit bloßen Füßen über Glasscherben gegangen, jeder hat in einer dunklen Stunde dieselben Gedanken gehabt wie Du . . .“

„Du kannst mir nichts sagen!“ erwiderte Wjessowtschikow langsam. „Gar nichts! Meine Seele heult wie ein Wolf! . . .“

„Ich will auch nicht! Ich weiß nur eins — es geht auch bei Dir vorüber. Vielleicht nicht ganz, aber es vergeht!“

Er klopfte Nikolai auf die Schulter und fuhr fort:

„Sieh, Bruder, das ist eine Kinderkrankheit wie die Masern . . . Wir alle haben sie durchgemacht . . . Die Starken weniger, die Schwachen mehr . . . Unserems befällt sie, wenn der Mensch sich selbst findet, das Leben und seinen Platz in ihm aber noch nicht begreift . . . Wenn Du aber Deinen Platz nicht findest und Dich nicht richtig einschätzen kannst, so denkst Du, Du bist ganz allein auf Erden solch seine Gurke, und niemand will Dich richtig bewerten, sondern alle wollen Dich nur verpeisen. Nach einiger Zeit siehst Du aber,

Daß das Gute in Deiner Seele sich auch bei anderen findet — und dann wird Dir leichter und Du schämst Dich: was brauchst Du so hoch auf den Glockenturm zu steigen, wo doch Dein Glöckchen so klein ist, daß man es beim Feiertagsläuten gar nicht hört? Später siehst Du, daß man im Chor Dein Läuten hört, bist Du aber allein, so erstickt es im Gebrumm der großen Glocken, wie eine Fliege in der Butter... Verstehst Du, was ich sage?"

„Vielleicht verstehe ich es!“ nickte Nikolai. „Aber ich glaube es nicht!“

Der Kleinrusse sprang lachend auf und lief geräuschvoll hin und her.

„Ich habe es auch einmal nicht geglaubt... Ach, Du... Rhinoceros!“

„Warum Rhinoceros?“ fuhr Nikolai den Kleinrussen finster an.

„Siehst gerade so aus!“

Plötzlich riß Wjessowtschikoff den Mund weit auf und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Was hast Du?“ fragte der Kleinrusse erstaunt und blieb vor ihm stehen.

„Ich dachte, wer Dich kränken will, zieht stets den Kürzeren.“

„Womit willst Du mich denn kränken?“

„Ich weiß nicht!“ sagte Wjessowtschikoff gutmütig oder herablassend lachend. „Ich sage nur, der muß sich schämen, der Dir etwas zu Leide getan hat.“

„Sieh mal einer, wo der hinaus will!“ lachte der Kleinrusse.

„Andrej!“ rief die Mutter aus der Küche, „holt den Samowar, er ist fertig.“

Andrej ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der jüngere Familienzuwachs des Sonnensystems.

(Schluß.)

Bei der Verfolgung eines kleinen Planeten Venusia in seiner größten Jupiternähe bemerkte Prof. Verberich vom Berliner kgl. Astronomischen Recheninstitut, daß dieser Planet längere Zeit als Jupitermond erscheinen könnte. Ein paar Tage nachdem traf von der Viskierwarte die Nachricht von der Entdeckung eines sechsten und bald darauf eines siebenten Jupitermondes ein. Da dem Entdecker Perrine die Bewegungsverhältnisse der Venusia nicht bekannt sein konnten, so hatte er die beiden Gestirne nach mehrmaliger Beobachtung als Jupitertrabanten erklärt. Die Folge hat ihm allerdings recht gegeben, obwohl man hier die Entdeckungen zuerst skeptisch aufnahm. Die Bahnrechnungen ergaben, daß beide Monde von den großen Trabanten ein weiter Zwischenraum trennt. Die Bahnen der beiden neuen Körper gehen in großen Entfernungen aneinander vorüber, Annäherungen kommen nicht vor. Sie laufen, wie es anständigen Monden geziemt, von West nach Ost um den Jupiter, wie ihre älteren Brüder. Ihre Größe dürfte 120 Kilometer Durchmesser für den sechsten und 50 Kilometer für den 7. Mond betragen. — Der siebente Jupitermond ist übrigens auch von Prof. Wolf in Heidelberg photographiert worden.

Aus den ausführlichen Untersuchungen des Astronomen Roor über die Bahn des periodischen Kometen Brooks (1889 V) folgte, daß dieser Komet am 20. Juli 1886 dem Jupiter bis auf die Entfernung seines fünften Mondes nahe gekommen sein muß. Leider ist die Stellung des letzteren zu jener Zeit nicht feststellbar, so daß über die Beeinflussung des Kometen durch ihn nichts Genaueres sich aussagen läßt. Ihr Zusammentreffen aber könnte die Teilung des Kometen Brooks, die 1889 so großes Aufsehen erregte, herbeigeführt haben. Die Existenz des 6. und 7. Mondes und vielleicht noch anderer Begleiter in großem Abstände vom Jupiter gibt für die Ursache der Kometenteilung wieder neue Möglichkeiten, die sich aber erst nach genauer Bestimmung der Bahnen leichter prüfen lassen werden. Es ist interessant zu beobachten, wie diese Entdeckungen in die verschiedensten Gebiete astronomischer Forschung übergreifen. Und gerade in der Kleinheit der Objekte drückt sich, wie schon oben bemerkt wurde, die Wichtigkeit der Entdeckung aus.

Der ringumfränzte Saturn ist uns seit 1848 mit 8 Monden bekannt; zuerst wurde der größte von ihnen, der sechste, Titan benannt, durch Huygens 1655 entdeckt. In demselben Jahrhundert wurden noch weitere vier entdeckt, im 18. Jahrhundert durch Wilhelm Herschel zwei, und einer 1848. Die große Lücke zwischen dem fünften und sechsten wie auch zwischen dem siebenten und achten Monde veranlaßte schon Hermann Struve in den Jahren 1887 bis 1890 zu Nachforschungen nach unbekanntem Trabanten

des Saturn. Die Erfolge waren negativ, wenigstens konnte kein Mond gefunden werden, dessen Helligkeit unterhalb einer gewissen Grenze lag. Auf weitere Entfernungen vom Saturn ist es jedoch nicht möglich, solche Nachforschungen in bezug auf die lichtschwächsten Sterne auszudehnen, dazu können vielmehr nur photographische Aufnahmen mit sehr großen Instrumenten sichere Ergebnisse liefern. Seitdem hat sich namentlich Prof. Widing bemüht, solcher Gestirne habhaft zu werden, und es ist ihm auch nach Aufwand von vieler Arbeit und Mühe geglückt, in den Jahren 1898 bis 1904 so viel Material zu sammeln, um die Bahn eines 9. Mondes, dem er den Namen Phoebe gab, zu sichern. Um die genauere Feststellung der Bahn hat sich der Astronom Hof vom Carnegie-Institut verdient gemacht. Danach betrug die Umlaufzeit der Phoebe um den Saturn 550,44 Tage, also über anderthalb Jahre. Die Phoebe zeigt eine Besonderheit, die wir sonst ähnlich nur noch bei den vier Uranusmonden finden. Letztere laufen nämlich von Osten nach Westen, ganz allen Bewegungen im Sonnensystem entgegen. Dazu stehen die Bahnen dieser Monde fast senkrecht zur Ebene der Saturnbewegung. Auch die Phoebe ist rückläufig, und ihre Bahn ist sehr langgezogen, so daß von den großen Planeten nur der Merkur in stärker exzentrischer Bahn läuft. Bei den kleinen Planeten ist solche Bahn allerdings als mittlere zu bezeichnen. — Die Phoebe paßt in die gewöhnlichen Anschauungen von der Anordnung des Planetensystems oder der Trabantensysteme gar nicht hinein. Dabei ist nicht daran zu denken, daß dieser Mond erst später durch die Anziehungskraft des Saturn oder durch andere Störungen eingefangen wurde; er scheint vielmehr von seinem Ursprung an dem System des Saturn angehört zu haben.

Die Phoebe erscheint erheblich veränderlich in ihrer Lichtstärke. Wie bei den anderen Saturnmonden kann das als Beweis dafür gelten, daß sie alle dem Hauptplaneten dieselbe Seite zugekehrt (wie es ja auch unser Mond der Erde gegenüber tut). Von der Oberfläche der Phoebe muß dabei die eine Hälfte das Sonnenlicht etwa viermal stärker zurückstrahlen als die andere, die beiden Seiten müßten also physisch ganz verschieden beschaffen sein.

Gelegentlich der photographischen Aufnahmen der Phoebe wurden auf den Platten Spuren bemerkt, die nicht von Sternen herrühren, aber auch nicht zu der Phoebe gehören konnten. Sie ließen sich in eine Bahn vereinigen, die sich tatsächlich als die eines zehnten Saturnmondes herausstellte. August 1904 wurde dann dieser neue Mond „Themis“ von Barnard und Turner am 40zölligen Refraktor der Yerkessternwarte aufgenommen. Er hatte damals die größte Helligkeit erreicht, stand aber selbst da noch in diesem größten aller Fernrohre an der Grenze der Sichtbarkeit. Nach einer Berechnung von Widing erscheint uns die Themis ebenso, wie eine auf der Erde befindliche Kugel von 1 Zentimeter Durchmesser in 2500 Kilometer Entfernung — das gibt übrigens eine gute Anschauung dafür, was unsere moderne Fernrohrtechnik leistet, die der Laie leicht außerordentlich zu unterschätzen geneigt ist. — Die Durchmesser der Phoebe und der Themis schätzt Widing auf 80 Kilometer. Trotz dieser Winzigkeit ist aber auch die Entdeckung der Themis sehr wertvoll, weil die Bahnlage und -form außerordentlich abnorm ist. Steht der Mond in dem vom Saturn weitest entfernten Teile seiner langgezogenen Bahn, dann befindet er sich weit jenseits des 7. Saturnmondes Hyperion, in seiner Saturnnähe steht er 80 000 Kilometer innerhalb der Bahn des Titan, des größten der Saturntrabanten. Die Bahnen namentlich des Titan und der Themis kreuzen sich häufig, wobei sie einander sehr nahe kommen können, da sich die Bahnen ständig verändern und verändern. Dadurch erleidet die kleine Themis durch den großen Titan starke Störungen, welche ihre Bahnlage immer erheblich modifizieren können. Diese Störungen werden dadurch ein vorzügliches Mittel, um die Masse des Titan zu bestimmen.

Es ist zu verwundern, daß dieser Mond als solcher noch selbstständig existiert, daß er bei einer früheren sehr nahen Begegnung und Störung durch Titan nicht mit diesem zusammengestoßen ist. Die Themis verhält sich damit ähnlich wie die kurzperiodischen Kometen im Sonnensystem, die alle in wenigen Jahren ihre Bahn um die Sonne vollenden. Deren Bahnen sind auch ganz unbeständig. Man muß vermuten, daß im Saturnsystem — wie auch im System der kleinen Planeten — noch kleinere Körper vorhanden sind.

Nam hatte Prof. Verberich dieser Vermutung Ausdruck gegeben, als Prof. Widing bei der Versammlung der Astronomical and Astrophysical Society of America zu New York im Dezember vorigen Jahres eine bemerkenswerte Mitteilung machte. Die Berechnung der Bahn der Themis war aus den Aufnahmen des Jahres 1904 berechnet worden; nachher wurde sie aber auch aus Aufnahmen vom Jahre 1900 ermittelt und danach ergab sie sich fast kreisförmig, also ganz im Gegensatz zu der ersteren von uns soeben gekennzeichneten. Auch die Annäherung an Titan besteht nach dieser neuen Bahnbestimmung nicht, dagegen eine solche an dem übrigens sehr kleinen Hyperion. Angesichts dieser Rechnungsergebnisse muß man sich fragen, ob diese Verschiedenheiten nicht auf zwei ganz verschiedene Monde deuten, daß also eventuell noch ein 11. Saturnsmond existiert. Prof. Widing hält diese Annahme allerdings für weniger begründet als die, daß eben die Bahn der Themis seit 1900 eine entsprechende starke Umgestaltung erfahren habe. Dafür ist aber nach Prof. Verberichs autoritativer Ansicht kein Grund vorhanden, weil eine derartige Störung nur durch Titan verursacht sein könnte, die aber nicht geschehen konnte, weil

nach der ersten Bahnberechnung der Mond dem Titan zu fern stand. Es bleibt daher die begründete Möglichkeit, daß wir über kurz oder lang mit der Nachricht von der Entdeckung eines 11. Saturnsmondes beglückt werden, wenn anders nicht ein anderer Körper gänzlich unbekannter Art diese Spuren hervorgerufen haben sollte — eine gänzlich abzuweisende Vermutung.

Die Entdeckung des gesuchten neunten Saturnsmondes gestaltete sich zu einer reinen Hydra. Ein Mond wurde gesucht und zwei fanden sich. Damit nicht genug: es steht weiterer Zuwachs in Aussicht!

L-c.

(Nachdruck verboten.)

## Im Gletscherglanz.

Im Engelberger Hexentessel brütete die Julisonne. Hoch über dem Gewühl der Bergführer und englischen Dandys, der Mönche und französischen Koletten, der biederen deutschen Bergtrayler und amerikanischen Milliardäre schien rein und blank, wie ein silbernes Schild, die gewölbte Kuppe des Titlis. Endlich hatte ich mit einem Führer abgeschlossen. Ein prächtiger Bursch, der „Hessen Kari“. So um die Bierzig herum, ein Vollbart und unter den zusammengezogenen Augenbrauen, zwischen denen einige senkrechte Falten von der Rasenwurzel ausliefen, ein Paar freundliche, gute Augen. Heut nacht noch würde er mir nachkommen nach dem Trübseehotel. Das ist ein großer Holzlasten mit spartanisch einfacher Zimmereinrichtung, wo man, nach zweistündigem Marsch auf steilen Saumpfaden, die Nacht zubringt. Am Abendessen nehmen da gewöhnlich nur hand- und beinfeste Menschen teil, die über die Renommage mit den schwergenagelten Schuhen schon hinaus sind. Unten in einer Art Kellertube sitzen und rauchen die Führer und unterhalten sich, oft in nicht sehr ehrerbietigem Ton, über ihre „Herren“. Morgens um zwei Uhr klopfte es gelinde an meine Zimmertür. Ich war schon halb angeleidet. Zwei Tassen heißen Kaffees waren bald getrunken. Dann traten wir hinaus in die sternenhelle, frische Nacht. Gerade über dem Titlis stand die bleiche Mondscheibe und der Gletscher leuchtete wie Perlmutter.

Zwischen tauschwerem Gebüsch hindurch, das unsere Gesichter mit kühlten Küssen streifte, wanden wir uns den engen steilen Pfad hinauf. Von fern her kam durch die Nachtstille das verlorene Rauschen der Gletscherbäche wie ein heimlicher Gesang, der nur gestört wurde durch den klingenden Schritt der genagelten Bergschuhe auf dem harten Steingeröll. Aus den Tiefen herauf strahlten die blauen Nogenlampen vor dem großen Engelberger Hotel, in dem in weichen Betten der reiche Bergpöbel schlief. Die Linien der massigen Felsenblöcke um uns herum verschwammen im schwachen Mond- und Sternenschein und wie ein stummes Lied vom ewig Werdenden lag es über den Graten. Zwei Stunden lang ging's so, ohne daß ein Wort zwischen uns gewechselt wurde. Nur einmal hatte sich der Führer umgedreht und gesagt: „Schön ist's heut nacht.“ Und ich antwortete ihm: „Ja, 's ist schön heut nacht.“ Als wir gerade an einer kleinen Quelle einen Schlud Wasser und einige Tropfen Kognak darin tranken, bekam die Quelle in dem Felsbecken einen rötlichen Schein. Die Sonne kam. Alle Felsenginnen, die schauerlichen, gegen den Himmel blöckenden Zähne der zerrissenen Grate, und alle massiven Steintürme des Hochgebirgs fingen zuerst wie in einem grausilbernen Feuer an zu glühen. Die Sterne verloren ihren Glanz und ein eisiger Wind brausete auf einmal über die schlafende Welt der Bergungeheuer, als ob er ihnen etwas Großes ankünden wollte. Wir eilten, um vor Sonnenaufgang auf der Höhe vor dem Gletscher zu sein. Schweißtiefend kamen wir an. Um mich herum mit unermesslichen Horizonten, über mir und unter mir lag wie eine neugeschaffene Welt im Rosaschimmer des Alpenreichs. Der Himmel war im Zenit erbleicht bis zu einem matten Silbergrau. Die Mondscheibe stand blaßgrün im Aether. Vom Osten her quoll aber wie aus unsichtbaren Toren das Sonnenlicht, bis alle Gletscher in einem dunstigen Rotviolett leuchteten. Alpendohlen flogen in Erwartung kommender Frühstückreste um uns herum und ihr Gefieder war wie von rotem Gold überflossen. Es wird den Leser interessieren zu erfahren, was für Gefühle man angesichts eines so unermesslich großen, göttlichen Naturschauspiels hat, und was für Gedanken. Ich muß ganz offen gestehen, daß ich zuerst erschrocken bin. Das Ueberwältigende der schaffenden Natur tritt mit einer so gebieterischen Hoheit und strengen Schönheit vor uns hin, daß ein ahnungsvoller Schauer vor den geheim wirkenden Gewalten uns überfällt. Aber dann, auf einmal war es mir, als ob eine innere Stimme sagte: „Sei doch nicht so dumm, du gehörst ja auch dazu. Das sind keine fremden Herrlichkeiten. Da nimm nur und steh und trink dir die Augen voll.“ Der Hessen Kari aber hatte während des Sonnenaufgangs den Rucksack aufgemacht und für sich und für mich ein köstliches Frühstück auf dem Felsen ausgebreitet. — Die Dohlen kannten das schon und schossen wie Möwen so geschickt den abgenagten Führerknochen nach, die wir in die Tiefe warfen. Gerade als der Führer seine kleine Flasche Rotwein an den Mund setzte, schoß zwischen zwei gewaltigen Felsenzähnen hindurch der erste Sonnenstrahl und vergoldete ihm den Schlud, den er bedächtig und mit Hingebung nahm.

Als alles wieder eingepackt war, gings ans Anseilen. In der Nähe ist ein Gletscher gar nicht das silberne Schild, als das es sich von unten ansieht. Es ist Zeichnung und Bewegung in einem

solchen Eisstrom, nichts Starres. Der Regen und der Wind geiznet, wie mit einem Eispidel gezogen, schöne Kurvenlinien in ihn hinein. Oft liegt wie ein Gewirre erstarrter Loden über ihm. Aber das sind nur die harmlosen Spielereien des Gletschers. Er gefällt sich in gefährlicheren Künsten. Plötzlich tut er sich vor dem Abnungslosen als gährender Schlund auf, in dessen Tiefen es blau-grün leuchtet. Das sind die weißen Gräber des Hochgebirgs. Wer da hinunterstürzt, ist gewöhnlich gut aufgehoben. Aber mich dünkt, daß sich alles viel gefährlicher liest, wie es in Wirklichkeit ist. Schritt für Schritt, oft Stufen in das Eis schlagend, mühten wir uns langsam hinauf, der Führer voraus, ich am Seil hinten nach. Das Gefühl der Gefahr hat man nirgends. Die Hauptsache ist, daß man nicht ausgleitet; denn beim Abrutschen kann man halt nie wissen, ob man auf einem weichen Schneefeld oder in einer tiefen harten Gletscherspalte landet. Noch einmal zwei Stunden, und nach einem wüsten Uebergang über einen Geröllkamm, wo links und rechts die Steine unter den Füßen abrutschten und in die Tiefe kolkerten, sahen wir auf der Titlis Spitze, einem kleinen zimmergroßen Plateau, von dem man die Weine in endlose Tiefen hinabbaumeln lassen kann, wenn es einem gerade ums Renommieren ist. In der Höhe von 3242 Metern ist die Luft schon ziemlich dünn und vielen wird es etwas ängstlich ums Herz herum. Da hilft nur ein fester Schlud Kognak. Dann geht dieses eigentümliche Gefühl des Sichauflösens langsam vorüber, die verschwommenen Linien der Berge fügen sich vor den Augen wieder zu festen Umrisen und auf einmal hat man das Gefühl, eigentlich doch ein Kerl zu sein. Dann meldet sich zunächst ein grauenhafter Appetit, während dessen Befriedigung man alle Naturwunder um sich herum bergibt. Den Uebergang zum Naturgenuß stellt meistens eine leichte Zigarre her und dann beginnt so für eine Stunde das herrlichste Wohlgefühlsfinden, das man je im Leben genossen hat. War man zuerst überwältigt, so bekommt man jetzt geistigen Abstand von dem Geschaute. Eine Art erleichteter Aufnahmefähigkeit stellt sich im Gehirn ein. Die Linien aller dieser aus den Tiefen sich hebenden Spitzen und Hörner, bergletscherten Kuppen und zerrissenen Wände zeichnen sich einem tief ins Gedächtnis ein, und man hat alles zu tun, um den Stolz, daß man die Schrecken der toten Natur überwunden hat, nicht zu groß werden zu lassen.

Der Abstieg über den Steinberg war mühsamer und gefährlicher als der Aufstieg. Es gab da einige sehr kluge Stellen, und als wir endlich wieder drunten am Trübsee waren, da sagte mir der Hessen Kari gutmütig schalkhaft: „Aber einisch (einmal), Herr, sid ihr doch weiß worde!“ Ich wußte, wo es war. Auf einem Grat von 2 Fuß Breite und vielleicht zwanzig Meter Länge, wo's hüben und drüben so an die tausend Meter ohne Zwischenstation hinabging. Da konnte man, besonders wenn man kein alpenklubistisch genagelter und eingeschriebener Hochtourist ist, wie ich, schon bleich werden.

Der Titlis, über den die Kletterkünstler des Matterhorn oder des Weisshorn nur milde lächeln, war meine erste Hochtour. Aber es ist mir von ihm mehr zurückgeblieben, als nur seine überwältigende Eis Herrlichkeit. Der Titlis besitzt auch anderen Wert. Wenn mir jetzt etwas nicht recht gelingen will und ich müde und unwirsch werde, dann denke ich an seine silberstrahlende Gletscherkuppe.

Schade, daß nicht jedesmal ein Hessen Kari dabei ist.

A. F.

## Kleines feuilleton.

Das Reiterstandbild. Bekanntlich ist es unstatthast, einen König ohne Pferd darzustellen.

Man hat das nicht zu allen Zeiten gewußt. Immerhin ist die Erkenntnis schon dritthalb Jahrtausende alt. Sie dämmerte zuerst bei den Persern auf. Wir werden hören. Die Ägypter hatten sie noch nicht. Sie stellten selbst ihre Götter nicht zu Pferde dar.

Wie aber die Perser das Reiterstandbild erfanden, das wird uns so erzählt:

Als jene sieben Fürsten der Perser den falschen Bruder des Kambyzes ermordet hatten, hielten sie untereinander Rat über die Regierungsform, die sie dem Lande geben sollten. Und als erster nahm Otanes das Wort und redete also: „Wir haben Grausamkeit genug von Kambyzes empfangen, und deshalb ist mein Rat: wir sollten keinen Alleinherrlicher mehr wählen. Denn auch den Besten, wenn er an diese Stelle gelangt, verführt sie. Und das zu den sonderbarsten Dingen; denn wenn man ihn mit Mäßen lobt, so ist er böse, weil es ihm nicht genug ist; lobt man ihn aber über die Mäßen, so ist er böse, weil man ihm schmeichelt. Ich bin dafür, daß das Volk seine Vorsteher durch das Los bestimmen, alle Befehle aber gemeinsam fassen soll.“

Also sprach Otanes; da nahm Megabazos das Wort und sagte: „Wir wollen nicht vom Uebermut eines einzelnen in den Uebermut einer ganzen Menge fallen. Einer kann Verstand haben, das Volk aber kann es nicht. Es fällt auf die Geschäfte wie ein Bergstrom. Vielmehr ist meine Meinung, daß wir einen Ausschuß der Besten ernennen, der das Land leite.“

Also sprach Megabazos. Dareios aber nahm das Wort und sprach also: „Wenn ein Ausschuß herrscht, so werden die Leute uneinig und streiten, bis einer von ihnen die Oberhand gewinnt

und Alleinherrscher wird. Wenn aber das ganze Volk herrscht, so bilden sich Cliquen auf Gegenseitigkeit, und die wirtschaften, bis einer von ihnen das Land aus ihrer Gewalt befreit und Alleinherrscher wird. Warum also die Umwegel?"

Diesem fielen die anderen vier bei; und sie machten aus, wessen Hof am anderen Morgen zuerst wiehern werde, der solle König sein.

Dareios aber sagte seinem Stallmeister davon und mahnte ihn, daß er Vorsofge treffe. Und sein Stallmeister sprach: „Herr, wenn es darauf ankommt, so seid Ihr gewählt; laßt mich sorgen.“

In der Nacht aber, die diesem Tage folgte und dem Morgen der Königswahl vorausging, führte der Stallmeister des Dareios seines Herrn Hengst vor das Thor, durch das die Fürsten der Sonne entgegenreiten sollten, zu einer Stute, die er dort angebunden hatte. Und als am anderen Morgen die Fürsten dort heraus ritten, und der Hengst an die Stelle kam, da warf er die Ristern in die Luft und wieherte. Die anderen aber sprangen von den Pferden und huldigten.

Und als Dareios fest in der Herrschaft saß, da ließ er ein Reiterstandbild setzen und die ironischen Worte darunter eintragen:

„Dareios, des Hystaspes Sohn, wurde König über die Perser durch das Verdienst seines Pferdes und seines Stallmeisters.“ Franz im „März“.

### Völkerrunde.

Die indische Witwenverbrennung. Die Sitte der Witwenverbrennung in Indien gilt als ein überwundener Standpunkt, nachdem die regierenden Briten mit energischen Maßregeln dagegen eingeschritten sind. Ganz verschwunden ist er aber noch nicht, und er scheint vielmehr noch insoweit in den Anschauungen der indischen Eingeborenen fortzuwuchern, daß es noch immer einer Frau hoch angerechnet wird, wenn sie nach dem Tode ihres Mannes freiwillig aus dem Leben scheidet. Freilich scheint das Sati, wie dieser alte Brauch in Indien genannt wird, wenigstens andere Formen angenommen zu haben. Mit der feierlichen Verbrennung eines lebendigen Menschen will es nicht mehr recht gehen, aber es gibt neben diesem „heißen“ Sati noch ein „kaltes“, das vor dem Gebrauch des Feuers absieht und sich heimlicherer Mittel bedient, gegen deren Benutzung denn auch wohl früher etwas zu machen sein wird. Nach einer Mitteilung des „Lancet“-Korrespondenten aus Kalkutta ist erst ganz kürzlich wieder ein Fall dieser Art vorgekommen, in dem sich eine Frau nach dem Tode ihres Mannes vergiftet hat, nachdem sie eine schriftliche Mitteilung für ihren Bruder hinterlassen hatte, worin stand: „Traure nicht um mich, lieber Bruder; ich folge ihm, wie es mir durch die Lehre meiner Eltern geboten worden ist.“ Allerdings sind die Indierinnen viel vernünftiger als die Europäerinnen, denn sie nehmen in solchen Fällen wenigstens nicht Lysol, sondern das sanft einschläfernde Opium. Es wird berichtet, daß namentlich in Bengalen das Sati durch Gift noch immer viel häufiger ist, als die Behörden wissen und annehmen, und daß es auch noch immer als etwas besonders Ehrenhaftes für eine Witwe geachtet wird.

### Aus der Pflanzenwelt.

Die botanischen Gärten der Insel Java, die von Buitenzorg und Tjibodas, gehören zu den größten Sehenswürdigkeiten ihrer Art auf der ganzen Erde, mit ihren mächtigen Bienen von 1 Fuß Durchmesser, Muskatbäumen, Brotschraubäulen, Tapiolapflanzungen, wundervollen Gainen aus Farnbäumen mit Stämmen von über 50 Fuß Höhe usw. Der botanische Garten in Buitenzorg liegt mehr als 900 Fuß über dem Meere und ist deshalb weit kühler gelegen als die Niederung an der Küste. Regen fällt fast jeden Tag und fast gleichmäßig das ganze Jahr hindurch, nur die Vormittage sind gewöhnlich sonnig und klar. Die Pflanzen wachsen dort unter Verhältnissen, die denen des Treibhauses gleichkommen. Zur einen Seite des Gartens erhebt sich ein tätiger Vulkan, auf der anderen Seite ein erloschener, zwischen beiden strömt ein sehr veränderlicher Fluß. Die Geschichte des Gartens geht zurück auf den bekannten britischen Gouverneur Raffles, der im Jahre 1811 einen malerischen Park um seinen Palast anlegte, von dem noch einzelne Ueberbleibsel zu sehen sind. Die Pflanze Rafflesia, die seinen Namen verewigt hat, ist dort aber nur selten. Während der letzten Verwaltungsperiode von 1880 ab, hat sich der Garten großartig entwickelt. Für ausländische Gelehrte stehen dauernd acht Plätze im Laboratorium zur Verfügung. Viele wertvolle Arbeiten von unmittelbarem Nutzen für die Landwirtschaft sind hier schon geleistet worden. Nachdem die Kaffeepflanzungen durch einen Pilz zerstört waren, wurde hier in diesem Garten zuerst der Chinatindenbaum aus Südamerika akklimatisiert, der dann auf den verwüsteten Kaffeefeldern angepflanzt wurde. Jetzt sind Versuche für eine neue Kautschulgewinnung im Gange, andere zur Verbesserung der Erzeugung von Vanille und Kokain. Bewirtschaftet wird der Garten von 30 Europäern und 200 Eingeborenen. Die Pflanzen sind nicht in einer strengen Folge der Ordnungen gepflanzt worden, sondern in gemischten Gruppen. Von jeder Art werden wenigstens zwei Exemplare gepflanzt und wenigstens eines mit einer Namensbezeichnung versehen. Ein rotes Schild unterscheidet die ausländischen Pflanzen von den heimischen. Hier gedeihen manche Pflanzen im Gartenboden, die ursprünglich auf dem salzigen

Boden des Meeresufers wachsen. Die Sammlung der Palmen ist eine der größten der Welt, besonders ausgezeichnet durch ihre herrlichen Exemplare der Areca und Livingstonia. Die Kasuarinen, die auf den Hügeln Javas ähnliche Wälder bilden wie unsere Lärchen, sind ebenfalls in prächtigen Gruppen vertreten. Ferner ist zu erwähnen die Fülle der Feigenbäume, die als Schatten spender in den Straßen der javanischen Städte besonders bevorzugt werden, und die kostbaren Orchideen, die auf den sogenannten Kandelaberbäumen wachsen. Der Berggarten von Tjibodas, in einer Erhebung von 4500 Fuß über dem Meere, bildet eine notwendige Ergänzung zu dem eigentlichen botanischen Garten. Dort werden gute Kartoffeln gezogen, und auf dem Wege dahin kommt man durch Reisfelder und Teeplantagen. Schließlich führt der Pfad durch einen mächtigen Dschungel auf die Berghöhe. In diesem Sumpf entwickeln sich die tropischen Eichen zu dichten Knäueln, überall wachsen scharrohen Farnkräuter auf den Bäumen, gefallene Baumstämme sind über und über mit Moos überwuchert, und das Wachstum ist hier ein so üppiges, daß der Weg schnell versperrt wird und von Zeit zu Zeit neu aufgeschritten werden muß. Auf der Höhe erinnert die Pflanzenwelt etwas mehr an die europäische mit ihren Weilschen, Lobelien usw. Die eingeborenen Malaken besitzen übrigens eine bewundernswürdige Sicherheit im Unterscheiden der Pflanzen und wissen zwei verschiedene Eichenarten zu erkennen, bei denen selbst der Botaniker auf den ersten Blick keinen Unterschied finden würde.

### Humoristisches.

— Poesie und Prosa. Schauspieler (in ein Café tretend): „Kellner, bringen Sie mir einen Kognal so groß wie die Narrheit der Menschen und so echt wie die Falschheit der Welt!“ — Kellner (troden): „Soll er 20 oder 30 Pfennig kosten?“

— Unter Malern. A. (renommierend): „In den letzten vier Wochen hab' ich ungefähr zehn von meinen Gemälden an den Mann gebracht.“  
B.: „Bei mir hat er auch gepfändet.“

— Kennzeichen. Gias: „Dem Pfarrer sei Obst muß aber heuer großartig geraten sein, 's ist höchste Zeit, daß wir uns was holen.“

Seppi: „Wieso meinst Du denn?“  
Gias: „Na, seit drei Sonntagen predigt er schon gegen das Obststehlen!“

(„Reggendorfer Blätter.“)

### Notizen.

— Die Freie Volksbühne eröffnet ihre Veranstaltungen für ihre zwanzig Abteilungen am 1. September im Neuen Schauspielhaus mit Gerhart Hauptmanns „Zuhermann Genjchel“ als erste Vorstellungsserie. Die zweite Serie bringt im Berliner Theater — am 1. September mit der 19./20. Abteilung beginnend — Arthur Schnitzlers „Freiwild“. — Die Konzert- und Festveranstaltungen im Mozartsaal mit dem Mozartsaal-Orchester und die Kunstabende im Rathaus beginnen unter Mitwirkung erster Solisten im Oktober.

— Eine „Kreuzigung“ von Konrad Witz ist von Bode in London für das Berliner Kaiser Friedrich-Museum kürzlich neu erworben worden. Es ist ein bemerkenswertes und in mancher Beziehung eigenartiges kleines Gemälde, von dem Baseler Maler, auf den man erst in neuerer Zeit allgemein aufmerksam geworden ist, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gemalt. Das Bild ist mit herbem Realismus, der an die Eads erinnert und mit einem leidenschaftlichen Pathos gemalt; die Kreuzigung ist in einer Landschaft von überraschender Wahrheit der Luftstimmung dargestellt.

— Ein Seminar für Kultur- und Universalgeschichte soll unter Professor Lamprecht an der Leipziger Universität errichtet werden.

— Die „Seelenhäuser“ der alten Aegypter. Auf der Jahresversammlung der „British Association“ hielt Professor Flinders Petrie einen Vortrag über „Seelenhäuser“, die während der Ausgrabungen des letzten Winters von den britischen Archäologen in Assiut zutage gefördert sind. Sie wurden in solchen Mengen gefunden, daß man sich eine genaue Vorstellung von ihrer Entwicklung machen kann. Zunächst wurde auf das Grab eine einfache Matte und darauf eine Pfanne mit Nahrung gelegt. Dann wurde die Opfergabe in Stein dargestellt, um den Bedürfnissen der Seele auf die Dauer zu genügen. Weiterhin wurde eine Vorratskammer hinzugefügt, die zuerst in ihrem Aeußeren den Wästen entsprach und die sich im Laufe der Zeit zu ganzen Miniaturhäusern entwickelte, die mit allem Notwendigen ausgerüstet waren. Da sah man eine Feuerstätte, Stühle und Lagerstellen in Ton, und selbst Frauen, die Brot bulen. Diese Tonhäuser wurden auf das Grab gestellt, um der Seele den ewigen Frieden zu schenken und sie zu verhindern, zum Dorfe zurückzuwandern. Die Seele hatte auch einen Esel zu ihrer Verfügung, für den natürlich auch der nötige Futtertrog bereit stand.